Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: - (1900)

Heft: 21

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 21 — 1900 Schweizerische 25. Mai

Kirchen-Zeitung

Abonnementspreise: Franko durch die ganze Schweiz: Jährlich Fr. 6. —, halbjährlich Fr. 3. —; Ausland (inkl. Frankatur): Fr. 9. — pro Jahr.

Verantwortliche Redaktion: A. Meyenberg, Can. et Prof. theol. in Luzern. | Erscheint jeden Freitag | Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei u. Buchhandlung, Luzern.

Nach der Schlacht.

«Ein Schlachten war's und keine Schlacht», kann man auch vom 20. Mai sagen. Wars nicht, als ob die Kantone einander überbieten wollten, das arme Geschöpf von einem Gesetz mit möglichst viel Speeren zu bedecken. Da passt das viel citierte Wort vom «Frost in der Frühlingsnacht» nicht mehr, es brauste ein Gewittersturm durchs Land, der die Pflanzung mit samt der letzten Wurzel ausrottete und den Boden mit tiefem Schutt verwüstete und viel gutes Erdreich wegschwemmte. Ein solcher Boden ist schwer wieder anzupflanzen! 146,000 Ja gegen 342,000 Nein! Solcher Groll hätte einem böseren Feinde gelten sollen.

Natürlich denkt deshalb kein charakterfester Freund der Vorlage anders über sie. Wenn man seither öfters in unserem Lager schadenfrohe Aeusserungen hören konnte, die Bischöfe, die ihre Ueberzeugung offen ausgesprochen, werden es künftig unterlassen, ja sie werden ihre Haltung bereuen, so zeigen solche Leute eigentümliche Ansichten von einem Ehrenmanne, von einem Bischof nicht zu sprechen. Nach unserer festen Ansicht haben sie unserer Sache einen wertvollen Dienst getan. der lange über den Misserfolg hinauswirken wird und ihnen selbst Ehre macht. Wie stellt man sich denn das Wort in Wirklichkeit vor, dass unsere Kirche berufen sei, zu allen sittlichen und prinzipiellen Fragen Stellung zu nehmen, wie jenes andere, dass die Kirche an der Lösung aller idealen Fragen mitzuwirken berufen sei? Für uns Katholiken in der Minderheit wäre es ein sehr gefährlicher Grundsatz, sich auf die Stimmenzahl als eine absolute Norm berufen zu wollen oder sich nach Volksstimmungen zu richten. «Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe!» Als überzeugte Demokraten fügen wir uns nicht nur loyal; bei solcher Volksstimmung möchten wir die Durchführung der Versicherung auch gar nicht wünschen. Die Volksabstimmungen haben auch da, wo deren Resultat uns gegen den Strich geht, manches Gute. Umsonst ist die Arbeit und die Agitation, welche das Referendum gebracht, durchaus nicht. Vor allem bewahren sie vor einseitigem Optimismus und gefährlichen Irrtümern und regen zur Selbstprüfung und Unverdrossenheit in der Arbeit an. Das sind ernüchternde Seitenstücke zu der hohlen Feststimmung, die alles überwuchert: Phrasen und Taten!

Die Ursachen des in solchem Verhältnis unerwarteten Entscheides lassen sich nicht mit wenigen Worten angeben. Aber das lehrt die Geschichte sicher und klar, dass die Durchführung solcher Ideen, welche berufen sind, das ganze Niveau der Lebenshaltung durch einen gewaltigen Ruck bedeutend zu erhöhen, weil sie grosse Opfer fordern, auch unter glücklichen Bedingungen nur langsam verwirklicht wird. Wir fragen, um nur ein Beispiel und zwar absichtlich ein recht fernliegendes anzuführen: Hat das hochbegabte Volk Athens nicht erst nach langer Zeit eingesehen, dass ein Themistocles mit weitem Blick die Gefahr und die Mittel zur Abwehr erkannt hat? Was wäre aus Athens Freiheit und seiner Zukunft geworden, wenn nicht einzelne weitblickend und kühn dem Volke Opfer aufgeladen hätten? — Nun gilt es, aus dem Kampfe Licht- und Schattenseiten wahrzunehmen und einige Lehren daraus zu ziehen. Wir heben folgende Lichtseiten heraus:

1. Viele in Vorurteilen befangene Protestanten haben deutlicher als je erkennen können, dass der Katholik in nicht religiösen und sittlichen Fragen so frei ist, wie jeder andere. Von dieser Freiheit haben einzelne katholische Gesetzesgegner und katholische Blätter einen Gebrauch gemacht, der weitgezogene Grenzen bedeutend überschritt, wobei die entsprechende reverentia wenig beachtet wurde. — Wir treten auf die delikate prinzipielle Frage vom Gehorsam gegen geistliche Obern in Dingen, die weder Glaubens- noch Sittenlehren betreffen, nicht ein, so aktuell gerade durch diese Campagne dieser Gegenstand geworden ist. Es hat sich da gezeigt, wie die einseitige Betonung der Gehorsamspflicht, wie es oft geschieht, ein zweischneidiges Schwert ist, das gar leicht solche trifft, welche sonst gern die strengere Seite betonen. Aus dem in der «Kirchenztg.» Jahrgang 1898, Nr. 45 vom 5. Nov. abgedruckten Abschnitte aus den Sonntagslesungen von P. Hammerstein S. J. heben wir folgende drei Stellen hervor: «Sogar in politischen Fragen, bei welchen das Wohl der Kirche beteiliget ist, wird ein vollkommener Gehorsam den etwaigen Weisungen des Statthalters Christi sein Privaturteil unterwerfen, festüberzeugt, dass das Oberhaupt der Kirche auch in solchen Dingen mehr auf den Beistand des heiligen Geistes rechnen kann, als der Einzelne... Auf der höchsten Stufe steht der Gehorsam des Urteils, welcher sogar die Anschauung des Obern zu der seinigen macht und zwar nicht bloss so, dass man zugibt, der Obere urteile zwar unrichtig, Gott aber werde die Sache dennoch zum Guten lenken, sondern so, dass man innerlich der subjektiven Anschauung sich anschliesst... Praktische Dinge lassen sich oft von zwei, mitunter auch von drei oder mehr verschiedenen Seiten betrachten; und wer ernstlich dafür bestrebt ist, der Anschauung des Obern eine gute Seite abzugewinnen, wird

es häufig vermögen; mitunter sogar dort, wo es kaum möglich scheint.» *

Wenn wir im ersten Satze an Stelle des Papstes Bischöfe setzen und den ihnen verhältnismässig zukommenden Gehorsam so urgieren oder den freilich unwahrscheinlichen Fall annehmen wollten, der Papst hätte sein Urteil über dieses Gesetz ausgesprochen, wie hätte sich dann ein gewissenhafter Katholik verhalten müssen? Die abgelaufene Campagne muss jedermann klar machen, dass es auch zur ernsten Pflicht werden muss, die Grenzen der Freiheit möglichst weit zu ziehen, um nicht in gefährliche Konflikte zu geraten.

Eifrige Katholiken, deren Orthodoxie über jeden Zweifel erhaben ist, haben mit aller wünschbaren Deutlichkeit bewiesen, dass der Katholik in solchen Dingen kein sacrificio del intelletto bringen muss, dass also die Freiheit in unserem Lager nicht vernichtet ist.

Aber auch in anderer Beziehung hat der Feldzug wertvolle Abklärung gebracht. Noch in der letzten Schrift über die Aufgaben der Katholiken fordert Dr. C. Eberle schweiz. Katholikentage unter den Auspizien und der Leitung der Bischöfe. Gerade er hat hinwieder in seinen Schriften gegen die Versicherung bewiesen, wie wenig solche Forderungen durchzuführen sind! Ferner: Man spottet immer leichthin über die Uneinigkeit der Führer unserer Partei und weist hin auf das Centrum und die idealen Zustände, wie sie sein sollten. In nützlicher Frist, d. h. bis zur Abstimmung über das Gesetz in den Räten, haben alle Abgeordnete des Volkes unserer Partei dafür gestimmt oder sich enthalten. Es ist nicht das erste Mal, dass diejenigen, die am lautesten nach Einheit, Programm und Parteidisziplin rufen, zuerst abweichende Wege einschlagen, wie es z. B. im Centrum einfach nicht geduldet würde. — Wir machen deshalb keine Vorwürfe, wir sind ja Republikaner. Aber mit dem Klagen ist's nicht getan. Die Besserung ist äusserst schwer, es fehlt noch sehr viel, bis wir erfolgreich schweizerische Katholikentage abhalten können.

2. Wir bezeichnen es ferner als eine Lichtseite, dass in diesem tiefgehenden Kampfe wir Katholiken nicht als Partei auf der einen Seite stunden. Wie oft haben wir darnach uns gesehnt, dass man an volkswirtschaftlichen Fragen arbeite, wo jeder sich beteiligen kann und wo man nicht uns Katholiken als Bürger zweiter Klasse behandeln und vergewaltigen kann! Wir tragen jetzt weder auf der einen noch der andern Seite die Freude des Sieges und das Odium der Niederlage und nicht die Verantwortlichkeit allein. Wir halten solche Verhältnisse für besser, wie sie z. B. in England, Amerika herrschen, als die uns aufgenötigte Stellungnahme nach religiösen Grundsätzen, und wir bekennen offen, dass es uns unbegreiflich ist, wie man in einzelnen Blättern und Kreisen immer bedauern kann, dass wir in solchen Fragen nicht geschlossen stimmen. Wir bedauern den Zerfall der alten Parteien nicht. In socialen Auffassungen gibt es bei uns wie bei andern Parteien sehr verschiedene Richtungen.

3. Für alle Fälle haben die Katholiken in dieser Campagne keine Inferiorität gezeigt. In beiden Lagern waren Katholiken und Protestanten, Radikale und Konservative in buntester Mischung. An Versammlungen und Arbeit in der Sache hat man auf unserer Seite wenigstens ebenso viel getan, ja aus unserem Lager konnte sich ein Ueberschuss an Arbeitskraft in protestantischen Gegenden betätigen. Es ist noch selten geschehen, dass Dr. Feigenwinter in Oberbipp, Dr. Beck in Bern, Biel, Chaux-de-Fonds, Thalweil, Herisau, Zürich in protestantischen Kirchen solchen brausenden Beifall errangen, dass man es schon notieren darf. Wenn man auch Nachsicht üben muss, wenn Dr. Beck vom gleichen aufgeklärten Zeitungskorrespondenten — spöttisch — Dominikaner und Jesuit im nämlichen Atemzuge genannt wird, so wird doch mancher redliche Protestant, der vielleicht zum ersten Male einen katholischen Geistlichen gehört hat, ersehen haben, dass solche ganz anders aussehen, als wie man ihnen eingeredet hat. Insofern begrüssen wir die riesenhafte Tätigkeit Dr. Becks, darin sind wir ihm zum Dank verpflichtet. Dass in der Tonhalle in Zürich zwei Katholiken wie Dr. C. Kaufmann und Dr. Beck als Referenten die tausend Zürcher aufklären, Fürsprech Julius Beck und Dr. Gyr nach Winterthur und anderswohin berufen werden, kommt nicht alle Tage vor. Die Broschüre von Bischof Egger und der Aufsatz von Dr. C. Kaufmann waren anerkanntermassen die besten Arbeiten für das Gesetz.

4. Wir schreiben der Broschüre des Bischofs von St. Gallen, abgesehen vom momentanen Zweck und abgesehen davon, dass sein mannhaftes, wahrhaft bischöfliches Eintreten ihm und unserer Kirche in weiten Kreisen Andersdenkender hohe Achtung abgerungen hat, einen bleibenden Wert zu. Wer nach einem Jahrzehnt, losgelöst von dem leidenschaftlichen Kampf, wo Interessen, persönliche Empfindungen und Parteieinflüsse eine grosse Rolle spielen, den Inhalt derselben mit den schriftlichen und mündlichen Gegengründen vergleichen könnte, er würde erröten darüber, wie man so vieles auch nur ernst nehmen und zu behaupten wagte. — Worüber in Theorie alles einig ist, dass bei offener Betonung des grundsätzlichen Standpunktes materielle Interessen, Parteirücksichten und Leidenschaften zurücktreten sollen und eine sachliche Würdigung den Ausschlag geben soll, das ist hier in bescheidener, fester und konsequenter Weise musterhaft durchgeführt. Dabei herrscht edler Freimut gegenüber begangenen Fehlern im eigenen Lager und jener Ernst, der in socialen Dingen nie leichtfertig gefährliche, problematische Forderungen aufstellt oder unterstützt und sich bei der Ausführung zurückzieht. Grundsätze und Theorien finden gewöhnlich nicht solchen Widerstand, wie viel weniger weit gehende Ausführungen in einer aktuellen Frage. Jeder beruft sich z. B. auf die Arbeiterencyklika, während das bischöfliche «Wort» viel mehr Anfechtung gefunden. «Hart im

---

* Wollte man diese Sätze näher ins Auge fassen, so müsste man scharf unterscheiden zwischen dem Pflichtengebiet des Gehorsams und zwischen dem Gehorsam und seinen Uebungen als Rat, als Vollkommenheitsmittel, als Weg zur Liebe, auf dem das grosse Hindernis der Liebe, d. i. der Vollkommenheit, hinweggeräumt wird: die «Hoffart des Lebens»: der stolze Eigenwille. — Bezüglich eines Gehorsams in politischen Dingen ergibt sich natürlich eine Unterscheidung in rein politische Fragen, wo volle Freiheit herrscht, in religiös-politische Fragen engerer Verbindung, wo zunächst eine Pflicht der ernsten Prüfung und Wiedererwägung im Lichte kirchlicher Aeusserungen eintritt, — in Dinge religiös-politischer Art mit engster, wesentlicher, unzertrennlicher Verbindung — ihrer Natur nach oder in Rücksicht auf konkrete Umstände: hier kann eventuell eine eigentliche Gehorsamspflicht eintreten. Die delikaten Berührungspunkte werden den Moralisten übrigens immer vorsichtig machen, nicht zu vorschnell an eigentliche Sünde oder gar an schwere Schuld zu denken. In allen diesen Fragen aber ist die Reverenz gegen eine kirchliche Stelle eigentliche Pflicht. *D. R.*

Raume stossen sich die Sachen.» Wenn auf politischem Gebiete soviel Sport getrieben wird und Leichtfertigkeit herrscht, so findet man hier ein redliches Streben, auf christlicher Weltanschauung die Schäden der Gesellschaft zu heben und wirksame Socialreform zu treiben. Gewiss sind die materiellen Punkte kürzer und vielleicht hie und da auch etwas optimistisch abgetan; es steht einem Bischof gut an, die Leser zur idealen Höhe christlicher Gesichtspunkte emporzuziehen. Die Arbeiterencyklika, die Schriftchen Kettelers waren epochemachender, behandeln wichtigere Probleme; als angewendete christliche Socialpolitik beansprucht das in einer aktuellen Angelegenheit geschriebene «Wort», wie das kurze «Wort an den Klerus» eine weitgehende, allgemeine Bedeutung. Und wie viele weitblickende Gedanken über Socialreform und Pastoraltätigkeit sind hineinverflochten, welche das Schriftchen immer wieder lesenswert machen!

(Schluss folgt.)

Darwinismus und Apologie.

Eine orientierende Skizze von Prof. *C. Müller* in Zug.

II.

Die christlichen Apologeten beschränkten sich aus leicht begreiflichen Gründen grösstenteils nicht darauf, zur Entwicklungslehre Darwins bloss insofern Stellung zu nehmen, als sie zum Offenbarungsinhalte in feindselige Beziehung tritt. Sie stellten sich vielmehr die umfassendere Aufgabe, die Glaubwürdigkeit und wissenschaftliche Berechtigung des Darwinismus überhaupt nach allen Seiten hin in Untersuchung zu ziehen. Ihren Arbeiten folgend, soll die vorliegende Studie ihre Betrachtung den wesentlichen Bestandteilen des Darwinschen «Systems» zuwenden: dem ersten Ursprung des Lebens — der Variabilität — der Vererbung — dem Kampf ums Dasein in Verbindung mit der Selektion — endlich der Entstehung des ersten Menschen.

Mit grossem Nachdruck betonte die christliche Philosophie und Apologie der letzten Jahrzehnte den wesentlichen Unterschied zwischen organisch lebenden und leblosen Körpern in Bezug auf Organisation, Gestalt, Ursprung, chemische Zusammensetzung, Tätigkeit, Wachstum und Ernährung. Sie zog daraus den Schluss, dass belebter Stoff aus unbelebtem auf rein mechanischem Wege nicht entstanden sein könne, dass das Leben vielmehr eine höhere Kraft voraussetze. Den philosophischen Deduktionen stimmten die experimentellen Wissenschaften bei. Durch die Untersuchungen Pasteurs, Tyndalls und anderer unverdächtiger Zeugen ist nachgewiesen, dass «noch keine Ursache existiert, welche bewiese, dass der rein leblose Stoff aus sich selbst einen Organismus hervorbringen kann» (Secchi, Die Grösse der Schöpfung. Deutsch. S. 41). Nahmen die christlichen Gelehrten der Vorzeit mangels genügender Erfahrung dennoch eine Urzeugung an, so schlossen sie doch, wie Schwertschlager nachwies, den mechanischen und materialistischen Begriff davon aus. — Wenn nun aber «von generatio æquivoca gar keine Rede» sein kann und wenn es «nicht möglich ist, aus unorganischem Stoff ein noch so kleines lebendiges Ding zu machen», wie Virchow 1882 erklärte, dann muss es nur wundernehmen, dass man das Unmögliche dennoch möglich machen wollte. Häckel tauchte auf den Meeresgrund hernieder und glaubte in dem «wunderbaren» Bathylius Hæckelii den Uebergang des Leblosen zum Lebenden zu finden; leider war es aber — ganz gemeiner Gyps. W. Thomson, H. E. Richter und Helmholtz wollten als andere Prometheus den Götterfunken des Lebens vom gestirnten Himmel herunterholen; aber die Logik und die Tatsachen zerhackten mit adlerscharfem Zahne jede Faser ihrer Herzensmeinung. Bülow pilgerte bis zum eisigen Pole; aber auch diese düstern Regionen bargen das vermisste Leben in ihren Versteinerungen nicht. Jetzt erklärte Th. Fechner die organischen Moleküle für älter und ursprünglicher als die unorganischen, und Paulsen, Haacke, Wundt, Hamann u. a. fanden gleich in jedem Steinklotz einen wimmelnden Haufen lebendiger Wesen: sie kehrten zum uralten Panzoismus zurück. Andere wendeten sich dem chemischen Experimente zu. Aber als auch dieses Refugium keine Rettung bringen wollte, gestanden Darwinisten vom reinsten Wasser, wie Koken, Romanes u. a.: der erste Ursprung des Lebens sei — natürlich für den, der einen Schöpfer nicht anerkennen will — «in undurchdringliches Dunkel gehüllt, ein Mysterium», über das «wir nicht in der Lage sind, auch nur eine Vermutung auszusprechen». (Vgl. Schanz, Neue Versuche 260.)

Das erste Glied des Darwinschen Systems ist demnach eine unbewiesene Behauptung.

Die «Variabilität» der Arten bildet den zweiten Baustein. Nimmt man diesen Begriff rein passiv im Sinne von Befähigung und Geneigtheit der organischen Wesen, Abänderungen in ihrem Baue zu erleiden, so nützt er dem Darwinismus nichts. Variable, d. h. veränderliche, beschränkte, zusammengesetzte Wesen setzen ein invariables, unveränderliches, unbeschränktes, einfaches Wesen — Gott voraus. Die verpönte Teleologie kehrt mit der «Variabilität» erst recht zurück. — Nimmt man aber «Variabilität» im Sinne eines innern Dranges und Triebes im Lebewesen, sich umzugestalten, dann ist der Widerspruch im Darwinschen System noch handgreiflicher. Denn diese «Variabilität» verfolgt ein ganz bestimmtes Ziel mit Ausschluss jedes andern, an und für sich ebenfalls möglichen, und ihre Resultate sind eine ganze unermessliche Fülle der wundervollsten, verschiedenartigsten und auf das Zweckmässigste eingerichteten Kunstwerke — die vorhandenen Lebewesen.

Allein solche bedeutende Abänderungen, wie der Darwinismus sie verlangen muss, lassen sich in der Natur nirgends nachweisen. Die Paläontologie weiss nichts davon. Die künstliche Züchtung erzielte niemals solche Resultate, obwohl sie unter zielbewusster Leitung arbeitet. Noch ungünstiger lautet das Urteil der Embryologie. Vergeblich flüchtete sich E. Häckel in ihr Dunkel. Er sah sich gezwungen, zu argen Täuschungen seine Zuflucht zu nehmen, um seine Blösse zu bedecken. «Die Toren!», ruft Secchi ärgerlich aus, «sie begreifen nicht, dass jene zwei Keimzellen, von denen die eine z. B. einen Vogel, die andere einen Fisch erzeugt, in der Anordnung ihrer innern Teile geradeso verschieden sein können und müssen, als es die beiden ausgewachsenen und entwickelten Tiere sind. Auch bei den stärksten Instrumenten werden wir diese Keimzellen immer nur als kleine Pünktchen sehen, ähnlich wie ein Elephant und ein Pferd jedem, der sie von der Ebene aus auf dem Gipfel eines sehr fernen Berges wahrnimmt, als bewegliche und nicht sehr merklich verschiedene Punkte erscheinen.» (Grösse der Schöpfung, 10 und 11.) Selbst wenn es wahr wäre, dass

die höher organisierten Tiere die Formen der niedrigern im embryonalen Leben durchlaufen, so müsste man doch fragen, warum der Entwicklungsprozess einst früher abgebrochen wurde, seit wann und warum er jetzt weiter geführt werden müsse Und wenn auch die trennenden Unterschiede zwischen den einzelnen Arten auf ein Minimum zurückgeführt werden könnten, so wäre damit eine von der Descendenz und Variabilität abweichende Erklärung noch keineswegs ausgeschlossen.

Dem Fundamente des mechanischen Darwinismus mangelt demnach die Begründung. Er kann keinen Anspruch darauf erheben, auch nur als blosse Hypothese zu gelten. (Vergl. Schanz, Neue Versuche S. 261. Gutberlet, Der Mensch S. 98.)

Die Vererbung organischer Eigentümlichkeiten und Verbesserungen auf die folgenden Generationen wird als weitere Stütze des Darwinismus bezeichnet.

Dass eine Vererbung sowohl im Tiergarten und im Triebhaus als auch in der freien Natur wirklich vorkommt, leugnet niemand. Die Vererbung beweist, dass die lebenden Wesen von höhern als bloss mechanischen Kräften beherrscht. sind. Denn unter den Mechanismen ist eine Vererbung oder Fortpflanzung des eigenen Seins etwas Unerhörtes Ob aber eine Vererbung erworbener Eigenschaften vorkomme, ist unter Darwins Schülern selbst noch nicht festgestellt. Grosse Autoritäten in der Biologie und eifrige Darwinisten bestreiten diesen Grundpfeiler des Darwinismus. Andere verlieren sich in verschiedene abenteuerliche Hypothesen, um die Handvoll Anekdoten zu erklären, welche zu Gunsten der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften angeführt werden. — Bezüglich der angebornen Eigentümlichkeiten hält sogar Darwin selbst es für unmöglich, Regeln über deren Vererbung aufzustellen: «Dieselbe Eigentümlichkeit ist in verschiedenen Individuen einer Art und in Individuen verschiedener Arten zuweilen erblich, zuweilen nicht.» (Bei Schanz, Apologie I. ², 215.)

Auch diese Säule des Darwinismus ist demnach schwankend in hohem Grade.

Schon von alters her wusste man, dass die Tiere mit einem Selbsterhaltungstrieb und mit gewissen Waffen zum Schutz und Trutz gegen äussere Feinde ausgerüstet sind, wogegen die Mechanismen, Krystalle etc beides entbehren. Wenn man nun die Aeusserungen jenes Triebes und die Anwendung dieser Waffen einen «Kampf ums Dasein» nennen will, so mag man das ja immerhin tun. Aber wenn der Darwinismus glauben machen will, die Kampfesinstrumente hätten sich erst infolge der unmittelbar bevorstehenden Notwendigkeit der Selbstverteidigung langsam entwickelt, so ist das eine durch keine direkte Erfahrung bewiesene, wenn nicht vielmehr eine unbeweisbare Behauptung. Manche Eigentümlichkeit in der Fauna und mehr noch in der Flora, wie z. B. die Farbenpracht der Orchideen, trägt zur Selbsterhaltung des Individuums oder zu dessen Fortpflanzung nichts bei, sondern dient andern als blossen Nützlichkeitszwecken, etwa der ästhetischen Schönheit des Einzelnen und des Ganzen. Je komplizierter und feiner der Organismus ist, um so zahlreicher sind seine Bedürfnisse und die Angriffspunkte, die er schädigenden Einflüssen darbietet; um so vielseitiger und schwieriger wird sein Kampf ums Dasein. Sollen aber doch die niedrigern und weniger entwickelten Formen als weniger begünstigt für den Daseinskampf gelten, warum haben sie sich doch behauptet? Warum sind so oft besser organisierte mit weniger gut organisierten Wesen gleichmässig zu Grunde gegangen? Es ist unmöglich zu glauben, dass so feine und so kunstvolle Organe wie das Auge, das Ohr, die Fühler der Insekten allmählich durch Anpassung an äussere, feindliche Verhältnisse entstanden sein sollen. Während ihres Entwicklungsstadiums wären diese Organe dem lebendigen Tiere ohne Nutzen gewesen und hätten daher nach Darwinscher Anschaunng wieder zu Grunde gehen müssen. Dann aber konnte es niemals zur Bildung neuer Arten kommen.

Vor dem Gewichte der Gegengründe wich Darwin mit der Annahme eines Daseinskampfes und einer natürlichen Zuchtwahl selber zurück. Er liess dafür «die geschlechtliche Zuchtwahl» treten. Allein diese setzt die Schönheit und den Schönheitssinn der Lebewesen voraus, ohne dafür eine Erklärung zu bieten. Schönheit kommt bei Tieren, Pflanzen, selbst Mineralien, wie schon bemerkt auch da vor, wo von einem Einfluss derselben auf die Fortpflanzung keine Rede sein kann. Deshalb beginnen bedeutende Naturforscher nun auch diese Zauberformel des Darwinschen Systems preiszugeben. Nägeli, Baer, Kölliker, Virchow fordern dafür ein inneres Bildungsprinzip und werfen somit den Darwinismus im engern und eigentlichen Sinne des Wortes über Bord dagegen nähern sie sich einer Evolutionslehre, welche, wenigstens in diesem Punkte, den oben erwähnten Anschauungen des hl. Augustinus verwandt ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich, welcher Wert den triumphierenden Worten Häckels zukommt, die er zu Cambridge gesprochen. Es ist eine Phrase — nichts weiter!

(Schluss folgt.)

Das Gebet um gute Witterung und die Meteorologie.

II.

Eine Lösung dieser Frage dürfte kaum anders möglich sein, ausser vermittelst Zurückgreifen auf Gottes Vorauswissen und Vorausbestimmen. Kraft seines Vorherwissens sah er von Ewigkeit her die Gebete, Bittprozessionen und Segnungen voraus, die behufs Erlangung günstiger Witterung verrichtet werden, und auf Grund seiner Vorherbestimmung hat er schon bei der Erschaffung der Welt die Elemente, von denen das Wetter abhängt, so geordnet, dass die lange Verkettung der Ursachen in dem Moment, in dem Gott die Bitten der Menschen erhören will, die entsprechende Witterung bewirken. Unter dieser Annahme bleibt die Gesetzmässigkeit und physische Notwendigkeit der Wirksamkeit der Witterungsfaktoren gewahrt, die Frucht der Gebete und Segnungen ist sicher gestellt; und Gottes Weisheit und Barmherzigkeit erscheinen in glänzendem Lichte.*

* Die Möglichkeit eines wunderbaren Eingreifens im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes ist damit selbstverständlich nicht geleugnet. Freilich auch das Wunder ist in den Plan der göttlichen Vorsehung aufgenommen. Wunder soll man aber nicht ohne Beweise präsumieren, wo eine natürliche oder präternaturale Erklärung möglich ist. Es lassen sich auch unzählige unmittelbare und mittelbare Einwirkungen des allgegenwärtigen und allwirkenden Gottes auf die Witterungsverhältnisse durch Kombinationen der Naturkräfte und Naturwirkungen denken und

Unter dem christlichen Volke herrscht ferner der Glaube und wird von der Kirche in ihren Gebeten, Exekrationen und Segnungen bestätigt, dass die Dämonen einen die Menschen schädigenden Einfluss auf die Witterung ausüben. Auch das verstösst durchaus nicht gegen die Gesetzmässigkeit und physische Notwendigkeit der Wirksamkeit der Witterungsfaktoren. Ist doch selbst der Mensch im Stande, durch Bodenkultivierung und direkte Einwirkungen auf die Luftbeschaffenheit gewisse Aenderungen im Witterungscharakter zu veranlassen. Durch die Ausrottung der Wälder, mit denen eine Gegend bedeckt ist, wird ihr Klima trockener, die Winter werden kälter und die Sommer wärmer, die an Häufigkeit abnehmenden Niederschläge an Intensität und Quantität um so grösser. Die Londoner meteorologische Station hat auf Grund ihrer Aufzeichnungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine nicht unerhebliche Zunahme der Nebel- und Regentage seit der Einführung des Dampfbetriebes in den industriellen Etablissementen nachgewiesen. In den nordamerikanischen Vereinigten Staaten — Texas — hat man sogar zur Herbeiführung von Regen künstliche Wetter-Schiebungs-Versuche durch Dynamitexplosionen in Luftballons und vermittelst Aufsteigenlassen heisser, raucherfüllter Luftströme angestellt. So kleinlich und stümperhaft ihre Resultate geblieben sind, so beweisen sie doch die Möglichkeit der Beeinflussung der Witterung durch künstliche Veränderungen der Luft-Temperaturen und Erregung von Luftströmungen. Um wie viel mehr wird das in Bezug auf die Dämonen der Fall sein, die kraft ihrer höhern Intelligenz die Natur viel genauer und umfassender kennen und für ihre menschenfeindlichen Zwecke zu verwerten wissen. Selbstverständlich ist für die Engel die gleiche Möglichkeit in menschenfreundlichem Sinne vorhanden. Eine Unordnung entsteht durch dieses unmittelbare Eingreifen fremder Mächte nicht, da die Luft ein ganz lockeres und gestaltloses Körpergemenge ist, das sonst schon beständigen Dichtigkeits- und Bewegungs-Veränderungen ausgesetzt ist und zudem nur die Konstellation ihrer Elemente, nicht aber die physisch-notwendige Wirksamkeit auf Grund der gegebenen Verhältnisse eine Abweichung von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge erleidet.

Die von der Meteorologie nachgewiesene Gesetzmässigkeit und Notwendigkeit der Witterungserscheinungen stehen also mit der Fruchtbarkeit des Gebetes um günstige Witterung und um die Fernhaltung dämonischer Einflüsse von der Luft-Sphäre durchaus nicht in Widerspruch. Es wäre sehr zu bedauern, wenn man deshalb den Andachts-Uebungen zu diesem Zwecke kein rechtes Vertrauen mehr schenken oder sie ganz vernachlässigen wollte. Dagegen bedarf es der Belehrung über deren Wirksamkeit mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der göttlichen Voraussicht und Vorausbestimmung zu der Notwendigkeit und Gesetzmässigkeit der Wirksamkeit der das Wetter verursachenden Naturkräfte. Dieses Thema ist den Predigern und Katecheten um so mehr zu empfehlen, als gerade die Witterungserscheinungen es sind, in denen und durch die dem Menschen seine Abhängigkeit von einer höhern Macht sehr lebhaft vor Augen geführt wird. Dieses Abhängigkeitsgefühl ist der Grundpfeiler des natürlichen Gottesbewusstseins, auf dem alle echte Religiösität fusst.

zwar eben in Rücksicht auf Gebete, Segnungen, Exorcismen, die noch nicht den Charakter eines Wunders tragen. Das ganze ewige Gesetz des Kosmos liegt vor Gott offen als sein Werk, vom Atom bis zum Cherub: er wirkt zu allen Kräften mit, auch in der natürlichen Ordnung. Die feinsten Fäden der tiefsinnigsten Kombinationen und der ausgebreitetsten Konkurrenz der Naturkräfte und Wirkungen liegen in seiner Allmachtshand. Wo aber Gottes unendliche Weisheit ein wunderbares Eingreifen in die Naturordnung in ihren das All umfassenden Plan aufgenommen hat, da ist die Allmacht auch fähig und mächtig, es zu seiner Stunde durchzuführen. *D. R.*

Ein garstig Lied.

Nachdem Diskussion und Abstimmung hinsichtlich der Versicherungsgesetze den Beweis geleistet haben, dass nichts weniger als die Parteischablone in dieser Frage den Ausschlag gab, nachdem hervorragende kirchliche Autoritäten den edlen Gehalt der Gesetze mit solcher Wärme verteidigt hatten, leistet sich die „Neue Zürcher Zeitung“ im Anschluss an den Vortrag Dr. Becks in Zürich, der nichts anderes getan hat, als eben seiner Mannesüberzeugung Ausdruck gegeben, folgende bedauernswerte Sätze und ein noch bedauernswerteres Zitat. Wir lesen da, wie folgt:

„Alles Selbstbewusstsein verloren zu haben, schien man aber in der Stadt Zürich, wo man in den öffentlichen Räumen der Tonhalle den ultramontanen Sociologen Professor Beck aus Freiburg predigen liess. Wäre so was zur Zeit Gottfried Kellers vorgekommen, so hätte er als Zürcher wohl nie den Mut finden können, über die Waldstätte zu wehklagen:

»Es sind vier Länder gelegen
Um einen urtiefen See,
Die mir das Herz bewegen
Mit noch viel tieferem Weh!
Noch leuchtet in der Sonnen
Der Berge silberner Dom,
Die Täler hat übersponnen
Die alte Spinne von Rom.«

Es scheint die Spinne auch über den Uto und Zürichberg weiter gesponnen zu haben.“ —

Was in aller Welt hatte denn Rom in dieser Sache zu tun? — Geradezu empörend und klotzig aber ist es, das wehetuende, Miteidgenossen und souveräne Stände unseres Staatsverbandes beleidigende Wort eines sonst hervorragenden Dichters mit sichtlichem Behagen hervorzuzerren und hochzuhängen, das dieser in einer unedlen Stunde einmal niedergeschrieben. Rollt Euch denn nicht so viel edles Blut in den Adern, um diese Taktlosigkeit in der Feder zurückzubehalten? Und Eure Tonhallensäle sollen entweiht sein, weil ein Mann von der Arbeitskraft, Selbstlosigkeit und Originalität Dr. Becks darin gesprochen hat? nur weil er ein ‚ultramontaner‘ katholischer Sociologe ist? Wir dachten, Toleranz und Schweizersinn hätten auch in Zürich jenen wüsten Vers Gottfried Kellers, der schon so viele Erbitterung wachgerufen hat — in Stille begraben. Vom Dichter aber hätten wir nicht ungern angenommen, er werde später in ruhigerer, edlerer Stunde von diesem unseligen Verse dasselbe gedacht haben, was er im ‚Nachtfalter‘, von ‚einem wild und gottverleugnend Lied‘, an: ‚er sass und schrieb‘ berichtet:

»Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang bis auf weit'res auf.«

Wie die Redaktion eines Blattes von dem Ansehen der „Neuen Zürcher Zeitung“ an diesem Citat in diesem

Moment Freude finden und das Andenken des Dichters durch seine unglücklichste Verirrung blossstellen kann — ist uns schwer begreiflich!

Auch über Auferstehungsbilder.

(Schluss.)

Giotto setzt die Engel auf beide Enden des Sarkophages und legt vor denselben die schlafenden Wächter. Christus als Auferstandener über dem Grabe erscheinend, hat er ganz weggelassen, dagegen unmittelbar neben diese Gruppe das «Noli me tangere» angefügt, und hier ist Christus mit Albe und Mantel bekleidet und trägt die Siegesfahne in der Hand. — Th. Gaddi bringt die ganze Auferstehungsgeschichte auf einem Bilde. In der Mitte steht das Grab, auf dessen Enden die Engel sitzen und vor ihm die schlafenden Wächter. Ueber dem Grabe schwebt der auferstandene Christus, ebenfalls bekleidet mit Fahne und Palmzweig. Den Hintergrund bildet ein schöner Garten mit Bäumen, blühenden Gebüschen und kleinern Pflanzen und reich mit Vögeln belebt. Ueber die Landschaft hin sieht man die Mauern von Jerusalem. Links treten aus einem Stadttor die drei Frauen in den Garten und rechts im gegenüberliegenden Raume haben wir wieder das Noli me tangere. — Fiesole hat nur einen Engel am Grabe, diesem gegenüber stehen die Frauen, von denen zwei ins leere Grab hinabblicken. Links vom Engel kauert eine Frau am Boden, wahrscheinlich Magdalena. Der beschränkte Raum der Höhe des Bildes erlaubte nicht, den Auferstandenen in ganzer Figur darzustellen, er ist mit einem elypsenförmigen Strahlenglanz umgeben, ebenfalls ganz bekleidet und von den Hüften an löst sich die Gestalt in zarten Wolken auf. Als Attribute trägt er statt der Fahne in der einen Hand das Rohr, in der andern die Dornenkrone und Geissel. Der einfache dunkle Hintergrund scheint eine grosse Grabkammer motivieren zu sollen. — Raffaels Auferstehung ist eine Jugendarbeit und noch ganz in der süsslichen Stimmung seines Meisters Peruginos gehalten. — Dürers Auferstehung ist ein Blatt aus seiner grossen Passion und gewaltig grossartig und überzeugend im Realismus dieses deutschen Meisters gehalten. Christus, mit einer Binde und einem Mantel bekleidet, schwebt über dem Grabe, in göttlicher Majestät. Um das Grab liegen die Wächter, in tiefen Schlaf versunken, einer mit offenem Munde und im Ausdrucke, dass man glaubt, ihn sogar schnarchen zu hören. Offenbar hat der Meister sich diese drastische Gegenüberstellung nur deshalb erlaubt, um die Feinde Jesu und ihre Mittel zu kennzeichnen, womit sie zu beweisen suchten, der Leichnam sei von den Jüngern gestohlen worden.

Beliebt war im Mittelalter auch die Darstellung, wie Christus als Auferstandener seiner Mutter erscheint, obschon von einer solchen Erscheinung in der Bibel keine Andeutung ist (Grund. vrgl. Grimm VII S. 316. Anm. 1).

Von Führich ist s. Z. unter dem Titel «Er ist auferstanden» ein Cyklus von zwölf Kompositionen erschienen, in welchem alle Episoden von der Grablegung bis zur Himmelfahrt behandelt sind. Christi Auferstehung im Innern des Grabes ist so dargestellt: der Leichnam liegt in der Nische der Rückwand, sein Auferstehen ist wie das Erwachen eines Mannes vom Schlafe, der sich dabei rasch und mächtig von der Ruhestätte erhebt. Führich widmet in seinem Bildercyklus «Er ist auferstanden» den Erscheinungen bei der Auferstehung fünf Blätter. Unter dem Text: «In ihm war das Leben» veranschaulicht er das Wiedererwachen vom Tode; Christus erhebt sich, wie bereits bemerkt, vom Lager gleich einem, der vom Schlafe erwacht und rasch aufsteht. Rechts neben ihm knieen zwei Engel, welche die Auferstehungsinsignien — Fahne und Palme — bereit halten, während ein Engel zur Linken auf seinen Befehl den Stein aushebt; dann tritt er aus dem Grabe hervor – «die Wächter bebten vor Furcht und waren wie tot». Die erste Erscheinung ist seiner Mutter gewidmet — «Weib, sieh' deinen Sohn!» Dann folgen die Frauen — «Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?» — und als letztes Bild ist die Erscheinung der Magdalena — «Rühre mich nicht an!» Den erklärenden Text schrieb Führich selbst.

Julius Schnorr, ein strenggläubiger Protestant, bringt in seinem Meisterwerk deutscher Holzschneidekunst «Die Bibel in Bildern» vier Blätter, die Bezug auf die Auferstehung haben: die Auferstehung, — die Frauen am Grabe, — Magdalena sucht den Herrn und findet ihn nicht und — der Auferstandene erscheint Magdalena.

Von Giottos Beginn seiner Künstlerlaufbahn bis heute sind rund 600 Jahre verflossen. Er ist der grosse Meister, welcher der christlichen Kunst neue Bahnen erschloss und durch welchen die Künstler auf die Beobachtung der Natur, auf den Realismus in Verbindung einfacher klassischer Formen hingeführt wurden, im Gegensatz zum Byzantinismus in der christlichen Kunst, wie er heute noch in der russischen Kirche wie ein Dogma hochgehalten wird. Ob es notwendig, und zeitgemäss wäre, in der katholischen Kirche nach russischer Art auch eine Instanz aufzustellen, welche die ganze 600jährige Kunsttätigkeit der katholischen Kirche einer Revision zu unterziehen und für die Zukunft Kunstrezepte aufzustellen hätte — wer weiss es? Etwelcher Appetit hiezu scheint vielfach vorhanden zu sein.*

Pastorelle Kritik.

1. Wir erhalten von verschiedener Seite Kundgebungen und Zuschriften über herrschende Missstände hinsichtlich Verkauf gesegneter und geweihter Gegenstände. Wir halten selber dafür, dass da und dort diesbezügliche Erscheinungen zu Tage treten, die tieferdenkende Katholiken und namentlich auch Gebildete betrüben und abstossen müssen. Die Kirche verbietet ausdrücklich den Verkauf geweihter oder bereits mit Ablass versehener Devotionalien, auch wenn der Weihe wegen keine Preiserhöhung eintritt. Letzteres wäre gemeine Simonie. Aber auch den Schein der Simonie, den Verkauf geweihter Devotiona-

* Gewiss wäre eine solche «russische» Schablone der Tod! Es hat aber hiefür keine Gefahr! Andererseits darf nicht übersehen werden, dass die Kunst von der Theologie stets neue gewaltige Impulse empfangen kann. Namentlich sind es Dogmatik und tiefere Schriftexegese, die auch die Kunst wiederholt mit neuern, reichen Ideen befruchtet haben. Man denke z. B. an die Stanzen Raffaels. Vitale Wechselbeziehungen zwischen Theologie und Kunst waren zu allen Zeiten sehr segensreich. Wir sprechen aber eben von Impulsen und nicht von Schablonen. In diesem Sinne haben wir auch unsern ersten Korrespondenten aufgefasst und freuen uns des Ideenaustausches über den Gegenstand. *D. R.*

lien ohne Preiserhöhung verbietet die Kirche. Das folgt eigentlich schon aus dem christlichen Begriff der Gottesverehrung und die Kirche hat das überdies durch bekannte, sehr ins einzelne gehende Dekrete festgelegt. Wir gehen für heute nicht auf dieselben ein.

2. Ein anderer recht bedauernswerter Missstand ist der Gebrauch von Devotionalien aller Art zur Reklame für gute religiöse oder charitative Zwecke. Da werden den Gebern gesegnete Gegenstände, geweihte mit Ablass versehene Rosenkränze etc. etc. angeboten — nicht als Gegenwert, aber als gelegentliches Geschenk. Das gelegentliche Geschenk soll aber das Volk anziehen, zur Dotierung der guten Zwecke anspornen u. s. f. Mit einer feinen Logik und interessanten Casuistik kommt man dabei um alle Congregations-Dekrete herum: man übertritt sie — dem Buchstaben nach — wenigstens durchschnittlich nicht, aber man treibt ihnen den Geist aus. Man kann auch fehlen, ohne Dekrete zu verletzen. Man verquickt das Religiöse mit dem Handel, den Geldsachen. Das hat sich in der Kirche immer gerächt. Nur müssen dann oft weite kirchliche Kreise für die Fehler einzelner büssen. Es haben sich schon viele ernste, tief religiöse Seelsorger beklagt, dass man da und dort mit Ablässen und Gebetserhörungen eigentlich Reklame macht. Damit bringt man aber nachgerade die herrliche und tröstliche Lehre des Ablasses und die ins christliche Leben tief eingreifende Wahrheit von tatsächlichen Gebetserhörungen in Misskredit und zieht sie in ein tieferes Niveau herab. Wir haben nichts gegen Veröffentlichungen von Gebetserhörungen: aber dann sei auch die Form würdig. Es macht sich hie und da ein solches Haschen nach pikanten Titeln und Formen geltend, dass man sich in einen Inseratenteil versetzt glaubt. Zugleich soll die echte christliche Kritik zu ihrem Recht kommen. Dabei ist freilich zu beachten, dass es Tausende von Gebetserhörungen gibt, die dem einzelnen Beter zur praktischen Gewissheit werden, die aber eine objektive Kritik pro foro externo nicht bestehen. Man nehme sich die ernste Kritik der Kirche bei den Heiligsprechungen einigermassen zum Vorbild. Wer eine edle, bescheidene Form der Veröffentlichung wählt, trifft gewöhnlich das Richtige. So haben wir z. B. schon sehr viele Gebetserhörungen im „Sendboten des Herzens Jesu“ mit Erbauung gelesen. Solche Anregung zum Gebetsvertrauen wirkt gut!

Wir haben nichts einzuwenden, wenn für religiöse, charitative und sociale Zwecke alle möglichen alten und neuen Mittel vernünftiger Findigkeit in Wirksamkeit treten — aber man brauche doch Ablass und Sacramentalien nicht als direkten Reklameschild! — Welch edlen und strengen Geist atmen z. B. die kirchlichen Bestimmungen über die Messstipendien! Da kann man lernen, mit welcher Hochachtung auch das Zeitliche zu behandeln ist, das durch Recht und Gewohnheit mit dem Geistlichen verknüpft ist.

3. Wir erhalten weiterhin eine Zuschrift von Seite eines sehr geschätzten Mitarbeiters, die Reiseeindrücke aus schweizerischem Gebiete jenseits den Alpen enthält, mit scharfen Kritiken liturgisch-gottesdienstlicher Zustände. Wir werden die correctio fraterna gelegentlich verwenden: einzelnes können wir vielleicht besser auf anderem Wege als auf dem der Presse gelegentlich fruchtbar machen.

Foi et Science.

Il n'est point de vérités religieuses et philosophiques qui n'aient été combattues en notre siècle expirant. Dans sa première moitié, les vérités religieuses virent se diriger contre elles toutes les forces du rationalisme. Bien que rejetant la révélation et ne voulant pour principe et mesure de la vérité, que la seule et unique raison cette philosophie amoindrie ne laissait point néanmoins de maintenir dans les écoles, les doctrines spiritualistes dont elle se proclamait la gardienne fidèle et ardente. Mais voilà que dans la seconde moitié de notre siècle, une guerre impitoyable, sans merci, devait être livrée à ces doctrines mêmes. Enivrée de ses découvertes merveilleuses et sans cesse grandissantes la science expérimentale s'éleva hardiment contre toute vérité qui ne tombait point sous le contrôle de ses démonstrations et de ses expériences. Elle n'afficha plus que le dédain du mépris pour tout ce qui s'appelait métaphysique. Grâce à l'ascendant fascinateur qu'elle exerçait sur les esprits, elle jeta le plus profond discrédit sur les doctrines à la fois religieuses et spiritualistes. Elles ne furent bientôt plus pour elle que des antiquailles plus ou moins vénérables qui avaient fait leur temps et qui étaient devenues dès-lors incapables de conduire l'homme à la vérité. La métaphysique et la religion associées dans la même infortune, ne gardèrent plus à ses yeux aucun caractère scientifique. Et la raison en est toute simple: c'est que l'objet de l'une comme de l'autre se dérobe aux prises de l'expérience. A la science expérimentale le sceptre de l'avenir et la mission de dispenser seule la vérité aux hommes. Plus de milieu donc pour tout homme qui pense, ou croire par la foi ou voir par la science. Nécessairement il y a entre l'un et l'autre conflit et conflit irréductible. Il ne pourra plus y avoir de vrai disciple de la science qu'à la condition de faire son deuil des naïves croyances de la foi. Le livre des merveilleux phénomènes de la nature sera désormais le seul qui puisse fournir des croyances vraies et réelles. En faisant donc litière de tout ce qui ne se vérifie pas par l'expérience, on le voit, l'expérimentalisme déclare non moins la guerre a la philosophie qu'à la religion. Se peut-il même entr'eux duel mieux caractérisé?

Voilà la marche effrayante qu'a suivi la science dans cette dernière moitiè du siècle. Comment n'être pas alarmé de l'abaissement, de l'avilissement des sentiments qui en résultent nécessairement dans les âmes? Sous l'empire d'aussi matérialistes doctrines enseignées publiquement dans les Universités, la génération actuelle ne peut que se rapetisser et tourner en quelque sorte à l'animalité. C'est en effet de Dieu et des immortelles destinées qu'il lui a faites, que viennent à l'homme sa noblesse et sa grandeur, et non certes de la terre qui lui est incomparablement inférieure à tous égards. Aussi quoi d'étonnant que sous l'action dissolvante de cette fausse science, tant d'esprits cultivés aillent des nos jours sombres dans les hontes des doctrines les plus abjectes. Et qui ne voit que le contrecoup qui s'en fait sentir jusque dans le peuple, n'ait des conséquences vraiment déplorables pour la dignité des mœurs et de la civilisation elle-même. Il n'est donc pas sans quelque opportunité d'étudier de près